



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Wilhelm von Humboldt

Haym, Rudolf

Berlin, 1856

Bekanntwerden mit Schiller.- Schiller`s ästhetische Untersuchungen.-
Einfluß auf Humboldt.- Uebersiedelung nach Jena.- Schiller und das
Horenproject.- Inneres Verhältniß Schiller`s und Humboldt`s.- ...

[urn:nbn:de:hbz:466:1-48042](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-48042)

Zweiter Abschnitt.

Philosophie und Aesthetik.

Wie ganz nun aber Humboldt sich hineingelegt hatte in das Alterthumsstudium, wie ganz diese Welt der Form seines Geistes, die Beschäftigung mit ihr seinen Neigungen und Fähigkeiten entsprach: es gab dennoch eine Seite in seinem Wesen, die ihn gelegentlich über diesen Kreis hinauslocken konnte. Es war eine ganz moderne Ader in ihm, und diese Ader war ebensowohl durch die „logische Erziehung der Berliner“ wie durch Studium und Umgang in ihm genährt worden. Weder in seiner Natur noch in seiner Bildung verleugnete sich das Reflexions- und Empfindungsleben des Jahrhunderts der Aufklärung und der Philosophie. Er glich den Griechen durch die Richtung auf die Harmonie und die Totalität des Menschlichen. Er unterschied sich von ihnen durch den Trieb und das Talent, diesen Gehalt seiner eignen Natur sich stets in Gefühl und Bewußtsein gegenwärtig zu halten. Es war ihm natürlich und geläufig, über seine Empfindungen zu reflectiren und an seinen Reflexionen einen neuen Gegenstand des Empfindens und Genießens zu haben. Mit Philosophie war er an das Studium der Griechen herangegangen; mit Ideen wieder erfüllte das philologische Studium seinen Kopf. Seine Lieblinge unter den Alten waren diejenigen, bei denen die Schönheit der Form sich mit Tieffinn und Weisheit am wunderbarsten verbindet. Die bilderreiche auf den Wogen des Rhythmus sich wiegende Gedankenfülle Pindar's hatte einen größeren Reiz für ihn als die wunderbar einfachen Naturlaute Homer's;

stärker als die sanfte Anmuth des Sophokles zog ihn die gedankenschwere Erhabenheit des Aeschylus an; unter den Prosaiskern waren ihm Platon und Thukydides vor Xenophon und Herodot lieb. So suchte er nach Gedankengehalt in den Alten, so trieb ihn das Bedürfniß danach über ihren Kreis hinaus. Bei Wolf überdies fand er für das Verständniß und die Würdigung alles Speculativen nur eine geringe Befähigung. Ein kleiner Anstoß, und die Ausschließlichkeit der Beschäftigung mit dem Alterthum mußte aufhören, um Interessen einen Platz zu gestatten, die ihm innerlich niemals fremd geworden und die sich willig an die bisherigen angeschlossen. Weder sein Streben nach voller rein menschlicher Ausbildung, noch irgend eine Seite seines reichen Wesens war im Grunde bei der Beschränkung und Concentration auf die Griechen zu kurz gekommen. Die Beschäftigung ebenso mit den Griechen konnte nach wie vor sein geistiges Leben begleiten, wenn er auch von Neuem jetzt in anderen Stoffen und nach mannigfaltigeren Richtungen sich fortbewegte.

Er empfing aber solch' einen Anstoß, als er in den ersten Tagen des April 1793 von Erfurt aus Schiller in Jena besuchte. Ihre Herzensangelegenheiten hatten ursprünglich die Beiden aneinandergeführt. Man hatte sich zuerst 1789 und 1790 in Weimar und Jena, vielleicht auch im Sommer 1792 gesehen, wo Humboldt's eine Zeitlang zum Besuch in Rudolstadt waren.¹⁾ Von Humboldt waren sodann, dem spröderen Schiller gegenüber,²⁾ die Bemühungen ausgegangen, dem Verhältniß Dauer und Innigkeit zu geben. Denn er hatte den Dichter des Don Carlos, der Künstler und der Götter Griechenlands bewundert, ehe er ihm persönlich nahegekommen. Er fand nun, daß derselbe Glanz, der auf jenen Dichtungen ruht, auch die persönliche Erscheinung des Dichters umgebe. Er fand, daß sein Gespräch von demselben Geiste sprühe, der in den Briefen von Julius und Raphael athmet. Er hörte ihn mündlich über Werke der Dichtung und Literatur ganz ebenso urtheilen, wie er öffentlich über Bürger's Gedichte geurtheilt, — ganz mit derselben strengen Gerechtigkeit, ganz

1) Caroline v. Wolzogen an ihren nachherigen zweiten Gemahl, Nachlaß II. 168. Der betreffende Brief kann nicht nach der Angabe des Herausgebers 1793, sondern muß ein Jahr früber geschrieben sein.

2) C. v. Wolzogen, Nachlaß I. 362.

von demselben idealen Standpunkte aus, ganz mit demselben das Ganze zusammenfassenden Blicke. Ihm daher hatte er jenen ersten Versuch im Pindariübersetzen vorgelegt, bereit, sich seinem Urtheil auf Gnade und Ungnade zu unterwerfen. Ihm ebenso hatte er sein Manuscript über die Grenzen der Staatswirksamkeit mitgetheilt. So gern hätte er diesen Aufsatz, begleitet von einer Schiller'schen Auslassung über dasselbe Thema, in die Welt eingeführt gesehen! So zustimmend und dankbar nahm er die Schiller'schen Aenderungen hin, als dieser ein Bruchstück daraus in seiner Neuen Thalia hatte abdrucken lassen! Von ihm endlich hatte er sich Glossen auch zu seiner „Skizze über die Griechen“ erbeten, und er freute sich einzelner dieser Schiller'schen Glossen um so mehr, als ihn die unfruchtbaren und mißverstehenden Bemerkungen Dalberg's kopfschütteln machten.

Nicht die Griechen indeß waren es, mit denen sich Schiller eben jetzt vorzugsweise beschäftigte. Er hatte sich mit diesen in den letztverfloßenen Jahren in seiner Weise bekannt gemacht. Der Aufenthalt in Weimar hatte ihm hierzu, der neue Aufenthalt in Jena gab ihm zu einer ganz anderen Beschäftigung die Anregung. Diese Universität hatte die Hauptpflegestätte der neuen Philosophie zu sein begonnen, und Reinhold war daselbst der Hauptapostel des Kantianismus geworden. Schiller wandte sich gleichfalls dem Studium der Kant'schen Schriften zu. Zuerst zwar nur wenig und nur versuchsweise gleichsam. Aber die Geschichte des dreißigjährigen Krieges war endlich, im Herbst des Jahres 1792, beendet. Von der Dichtung, der er eigentlich nun wieder hätte angehören müssen, drängte ihn die Pflicht seines akademischen Berufs ab. Der Wiederanfang der Vorlesungen stand vor der Thür. Schiller, der Professor, hatte ein Collegium über Aesthetik angekündigt. Die äußerlich auferlegte Nothwendigkeit verwandelte sich alsbald in ein freies und leidenschaftliches Interesse. Ausgehend von der Kant'schen Kritik der Urtheilskraft dringt er tiefer und tiefer in seinen Gegenstand ein. So sehr denkt er sich in die Ideen des Criticismus hinein, daß selbst seine poetischen Projecte sich auf das System beziehen. Sein nächster schriftstellerischer Plan aber geht auf einen Dialog, der unter dem Titel Kallias den Begriff und die Natur des Schönen erörtern soll. Schon ist er diesem Begriff hart auf der Fährte. Es gilt ihm, denselben ganz objectiv zu machen und ihn „aus der

Natur der Vernunft völlig a priori zu legitimiren.“ Es gelingt ihm endlich damit. Der Begriff des Schönen fällt in das Gebiet der praktischen Vernunft, sofern diese ihre Form in der Welt der Erscheinungen widerspiegelt. Diese Form der praktischen Vernunft nämlich ist reine Selbstbestimmung. Das Selbst eines Naturwesens aber ist Natur. Diese Analogie der Freiheit, so oft sie von der praktischen Vernunft an einem Naturwesen entdeckt wird, läßt dasselbe als schön erscheinen. Schönheit ist nichts anderes als „Freiheit oder Autonomie in der Erscheinung.“

Diesen Begriff nun des Schönen hatte Schiller während des Winters nicht bloß seinen Studenten, sondern auch seinem Freunde Körner in immer eingehenderen Ausführungen entwickelt und die Einwürfe und Mißverständnisse des Freundes beseitigt. Er lebte nur in diesen Gedanken und bewegte sich mit immer wachsender Freiheit und Sicherheit darin. Auch das Gespräch mit Humboldt bei jenem Aprilbesuch konnte auf nichts Anderes führen. Wie Körner, so wurde auch er in den Schiller'schen Gedankenkreis hineingezogen. Lag doch die Erforschung des Begriffs des Schönen der Beschäftigung mit den ewigen Mustern der Dichtung so nah, war es doch so natürlich, an diesen jenen Begriff zu erproben! Humboldt wurde diese Ideen nicht wieder los. Sie begleiteten ihn nach Dresden, und in Dresden lebte Körner. Auf's Neue mußten die Unterredungen mit diesem das philosophisch-ästhetische Interesse in ihm auffrischen. Er kam nach Burgörner, und sofort fand er neben Pindar und Homer soviel Zeit, um Alles, was Kant seit der Kritik der reinen Vernunft geschrieben, noch einmal durchzustudiren. Es sollte eine Vorbereitung auf seine Arbeiten über die Griechen sein, — eine Vorbereitung aber zugleich auf die Discussion mit Schiller, von dem er wußte, daß er seine Untersuchungen über das Schöne weiterverfolgt und sie öffentlich darzustellen begonnen habe.¹⁾ Denn er hatte beschlossen, eine Zeitlang mit Schiller zu leben. Schiller selbst hatte ihn im vergangenen April dazu eingeladen. Jena, der stille und doch wissenschaftlich so belebte Musensitz lockte ihn auch sonst. Er empfand am Ende, daß die Einsamkeit in Burgörner — seinem Askra, wie er es jetzt nannte, — doch mit mannigfachen litera-

1) An E. v. Wolzogen, Nachlaß II. 3. 4.

rischen und persönlichen Entbehrungen verbunden sei. Die Einsamkeit nun und gewiß die Studienmuße hoffte er in Jena behaupten zu können. Auf Bücher und auf Umgang, soweit er ihn suchen würde, durfte er sich sichere Rechnung machen. Schon Weihnachten war der Umzug beschloffen. Ende Februar 1794 endlich, nach einem unfreiwillig verlängerten abermaligen Aufenthalt in Erfurt, langte die Familie in Jena an, um sich vorläufig in der Stille und Enge einer anmuthig gelegenen Gartenwohnung einzurichten.

Mit dem Zeitpunkt zwar dieser Umsiedelung traf es sich nicht glücklich. Schiller gerade, der Hauptmagnet, welcher Humboldt nach Jena gezogen hatte, war abwesend. Erst auf Ostern war seine Rückkunft aus Schwaben angesagt, wo er nun schon im siebenten Monat weilte. Nichts desto weniger entschied sich die Wendung in den Studien Humboldt's gleich in den ersten Tagen des neuen Aufenthalts. Die akademische Atmosphäre übte ihren Einfluß. Die Griechen, das verstand sich von selbst, sollten nicht vernachlässigt werden. Die Beschäftigung mit Pindar und dessen Metrik sollte fortgehen; auf die Lectüre des Aeschylus sollte die des Sophokles folgen. Aber Wolf selbst hatte seinem Freunde den Rath gegeben, etwas weniger pedantisch zu arbeiten und der Gründlichkeit nicht die Freiheit des Studiums zum Opfer zu bringen. So ließen sich manche unnütze und weitläufige Arbeiten wegschneiden, so ließ sich für manche nicht-philologische Studien Zeit gewinnen. Für eben die Studien, die ihn vor der Bekanntschaft mit Wolf beschäftigt hatten, auf die er neuerdings durch Schiller und Körner war zurückgeführt worden. „Ich habe mir vorgenommen,“ schrieb er an den Philologen, „hier, wo ich mannigfaltigern Umgang und Bücher aus mehr Fächern habe, einige ältere Studien mehr wieder aufzunehmen, einige Ideen, die ich lange habe, auszuarbeiten. So komme ich auf Philosophie, Politik, Aesthetik ernsthafter zurück.“ Ein späterer Brief wiederholt das Geständniß. Und wer hätte auch damals in Jena leben können, ohne irgendwie in die philosophische Strömung des Tages hineinzugerathen? Die Philosophie war das eine, die Allgemeine Literaturzeitung das andere Unvermeidliche des damaligen Jena. Ehe er es sich versah, war er ganz aus der Enge seines bisherigen Studiencirkels herausgedrängt, er war zum officiellen Mitarbeiter der großen Recensiranstalt geworden, und ein Duzend Bücher der verschiedensten Art, von

Schütz ihm in's Haus geschickt, wollte gelesen und abgethan sein. Viel weniger unvermeidlich und zudringlich waren die Menschen. Es war damals in Jena wie es noch heut ist. Man konnte sich eben so leicht finden, wie aus dem Wege gehen; man konnte sich vornehm zurückhalten, und doch wieder den zwanglosen Verkehr der Uebrigen sich zu nütze machen. So lebte Schiller, so Fichte, so Humboldt in Jena. Da war Schütz, mit dem er schon längst über *Philologica* gelegentlich correspondirt hatte, da war Hufeland, mit dem er über Jurisprudenz und Politik verhandeln konnte, da war der wackere Paulus mit seiner liebenswürdigen Frau. Mit allen diesen stand Humboldt bald auf dem besten Fuße und in mannigfach anregender Berührung. Manche jüngere Männer, wie Große, David Veit und ein Sohn des alten Freundes Jacobi fanden gleichfalls Zutritt in dem Hause. Von Bayreuth endlich war der Bruder Alexander zum Besuche anwesend, und wenn derselbe den philologischen Studien Wilhelm's nicht fremd war, so gab er diesem dafür eine Anregung, selbst in das naturwissenschaftliche Gebiet hinüberzublicken.

Ganz lieb aber ward ihm dies Jena erst und Alles fand er erfüllt, was er gesucht hatte, als endlich am 15. Mai Schiller aus seinem Heimathlande zurückkehrte. Ein Verhältniß, welches für Humboldt schon früher so unendlich reizend gewesen war, entwickelte sich nun erst in der erfreulichsten Weise. Nun erst lernte Schiller die geistige Art und das ganze Wesen des Freundes von Tage zu Tage richtiger erkennen, nun erst gab er sich demselben hin und machte es für seine eigne Entwicklung fruchtbar. Nur wenige Tage, und er war gewonnen von der „seltenen Totalität,“ die er in Humboldt's Wesen entdeckte. Nicht mehr, wie früher, in übereiltem Urtheil, vermiste er an ihm, „die Stille der Seele, die ihren Gegenstand mit Liebe pflegt.“ Er fand, daß sich im Gespräch mit ihm alle seine Ideen glücklicher und schneller entwickelten. Er war bereit, ihm wenigstens den zweiten Platz neben seinem Körner einzuräumen, von dessen Lobe auch Humboldt überströmte. Er sprach schon jetzt von der schönen Dreieinigkeit, die es geben würde, wenn Körner von Dresden herüberkäme, und es währte nicht lange, so galten ihm die Beiden als völlig gleich liebe und ebenbürtige Genossen. Aber auch Humboldt fand nicht blos den Alten in Schiller, sondern etwas mehr und etwas Besseres wieder. Noch immer war er derselbe feurige

und glänzende Geist, derselbe hohe, von dem Adel des Charakters getragene Genius. Das Alles war da, und war in erhöhter Weise da, aber eine wunderbare Ruhe und Milde hatte sich darüber ausgebreitet. In seinem innersten Wesen war Schiller seinem Freunde nähergerückt: in Gespräch und Umgang machte sich diese Aenderung auf's Wohlthätigste fühlbar.

Und wie reich war Schiller zurückgekehrt! Er hatte seinen ganzen Ideenvorrath über die Begriffe der Aesthetik während des Aufenthalts in Ludwigsburg und Stuttgart noch einmal revidirt und bei der Revision geordnet und bereichert. Aus dem ehemals projectirten *Kallias* waren Briefe an den Herzog von Augustenburg geworden, und diese Briefe, eine vollständige Theorie des Schönen, sollten nun für die Oeffentlichkeit noch einmal überarbeitet und zum völligen Abschluß gebracht werden. Hand in Hand ging damit ein großes literarisches Project, mit dem er sich längst getragen hatte und für das jetzt in Stuttgart ein Verleger gewonnen war. Es galt die Verwirklichung dessen, was dem deutschen Dichter am Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts als höchstes schriftstellerisches Ideal erschien. Dasselbe, wonach Humboldt für sich persönlich gestrebt hatte, sollte hier zum Oeffentlichen und Allgemeinen werden. Das Geräusch des Krieges und der Kampf politischer Meinungen sollte geflohen und vergessen werden. Gegenüber dem spannenden, beängstigenden und doch vergänglichen Interesse des Tages sollte der Blick auf das rein und ewig Menschliche gelenkt, sollte die Welt auf dem Wege der Wahrheit und Schönheit zur echten Humanität gebildet werden. Eine Zeitschrift sollte zu diesem Zweck gestiftet werden, welche für das gesammte Publicum wäre, was das klassische Alterthum für Humboldt gewesen. Und um wirklich das gesammte lesende Publicum heranzuziehn, so sollte jene Zeitschrift von der verbündeten Elite der deutschen Schriftsteller geschrieben werden. Das Beste sollte von den Besten beigezeichnet werden und ein kritischer Gerichtshof über die Aufnahme der einzelnen Aufsätze sein Urtheil sprechen. Im Geiste des schönen Alterthums war die Bildung verstanden, welche hier vertreten und propagirt werden sollte. An die griechische Götterfabel und deren Sinn erinnerte schon der Name, den das neue Journal an der Stirne trug. Die Göttinnen, die im Gefolge der Grazien sind, die schwesterlichen Horen, welche die welterhaltende Ordnung

bedeuten: sie sollten den Geist und die Regel der Zeitschrift ankündigen. Mit vollen Händen demnach kam Schiller allem demjenigen entgegen, was Humboldt in seiner stilleren Weise in sich trug. Ihr Bildungsideal, ihre Stellung zu dem, was sonst die Welt bewegte, war wesentlich übereinstimmend. Wenn Schiller in lebendigem Schöpfungs- und Wirkungsdrange sich nicht mit der eignen individuellen Bildung begnügte, sondern in weite Kreise damit hinausdrängte, so geschah es in Kraft des Genius, welchen Humboldt bewundernd anerkannte. Wenn Schiller statt der bloßen Vertiefung in die vergangene Welt des hellenischen Lebens ein verwandtes Leben in der Gegenwart zu erwecken strebte, so konnte Humboldt jenes nicht vermissen, indem sich dieses vor seinen Augen erhob. Wie er einst den Gegensätzen gegenüber, die in einer früheren Zeit an ihn herorgetreten waren, an Forster den Mann gefunden hatte, in dessen reicherer und freierer Geistesform dieselben sich ausgeglichen zu haben schienen, so sah er jetzt in Schiller in persönlicher Erscheinung die schöne menschliche Bildung vor sich, die ihm seitdem aus Homer und Pindar entgegengeklungen war. Wie Forster durch die stets bereite Gewalt der Rede und durch das Feuer der Production sein empfänglicheres Wesen gefesselt hatte, so wieder ergriff ihn jetzt Schiller, der eine noch reinere und höhere Bildung durch eine noch größere rednerische und schöpferische Gewalt repräsentirte. Ganz ähnlich wieder stand er zu Schiller wie damals zu Forster: der reifere Mann zu dem reiferen Geiste, wie einst der Jüngling zu dem jugendlich gebliebenen Freunde. Es lief für diesmal keine Täuschung mit unter, und es war für diesmal kein Wechsel des Verhältnisses denkbar. Der Charakter von Schiller's wie von Humboldt's Geist war im Wesentlichen fertig. Auch ihr Bildungsideal war nicht mehr im Werden und im Schwanken. Es glich sich, weil und wie ihre Naturen sich glichen. Wenn Humboldt dankbar das Wort seines Freundes acceptirte, daß sie Beide sich verstünden, wo sonst Niemand sie verstehe, wenn er sich später wiederholt seiner innigen und herzlichen Freundschaft zu Schiller rühmte und nur Körner zugestehen mochte, daß er demselben gleich nahe gestanden, so gründete sich dieses Verhältniß darauf, daß er mit seinem eignen individuellen Sein dicht an die Höhe hinaureichte, in welcher Schiller sich — nach Humboldt's eignen Worten — „über jeder einzelnen Bestrebung in

ihm, selbst über seinem Dichtergenie befand.“ Es war der Mensch, der in Beiden sich so ähnlich sah; deshalb begegneten sich Beide in dem Streben, welches allem ihren Wirken und Sich-Außern vorausging. Selbstbildung, einheitliche, gleichmäßige Bildung „zum größeren und edleren Menschen“ hatte bis dahin alle Thätigkeit Humboldt's gefesselt, ihn vor allem Wirken „in's Ganze und Große“ zurückgehalten. Von dieser Selbstbildung ebenso war aller Schöpfungsdrang, der in Schiller arbeitete, fortwährend begleitet gewesen, und wenn irgend wer, so hatte Er ein Recht gehabt, gegen einen Dichter wie Bürger die Forderung auszusprechen, daß der Dichter allererst „seine Individualität selbst zur reinsten, herrlichsten Menschheit hinauf-läutern müsse.“ Es lag aber in diesem Hinausblicken zu einem Ideal vollendeter Menschheit unmittelbar noch eine andere Eigenthümlichkeit, welche den Freunden gemein war. Beide waren so auf's Ganze gestellt und auf das Vollendete hingerrichtet, weil sie — wie später Beide in wechselseitigem Geständniß es aussprachen — „Idealisten“ waren. Es ist unmöglich, von dem Idealismus Schiller's schöner zu sprechen, als es von Humboldt geschehen ist, und man sollte es, wenn es nur die reine Veranschaulichung desselben gilt, niemals mit anderen als mit seinen Worten thun. Wie „der Gedanke das eigentliche Element seines Lebens gewesen, wie er nicht anders als umgeben von den höchsten Ideen und den glänzendsten Bildern gelebt habe, wie er in rastlosem geistigen Fortbewegen sein Leben und Streben stets als etwas Unendliches betrachtet, wie er mit tiefer Liebe, mit echter und steter Leidenschaft in seinem Schaffen und dessen Gegenstand versenkt gewesen, wie alles Gemeine tief unter ihm gelegen, und wie selbst das Gewöhnliche durch die Größe der Ansicht und der Behandlung durch ihn geädelt worden.“ Allein so von Schiller reden konnte eben nur Der, der aus verwandtem Wesen heraus das Wesen jenes auf's Tiefste zu fühlen im Stande war. Die Aeußerung Humboldt's, daß ihm „die Ideen“ das Höchste in der Welt seien, und daß er „jeden, auch den umfassendsten äußeren Wirkungskreis dennoch immer nur als etwas jenem Höchsten Untergeordnetes ansehen würde,“ — diese Aeußerung stammt aus einer Zeit, wo er bereits seit Jahren von Schiller entfernt war. Niemals hat ihn diese Gesinnung verlassen. Keiner und unverhüllter aber machte sich dieselbe kaum in den späteren Tagen seines zurückgezogenen

Alters geltend, als jetzt, in den Tagen des Verkehrs mit Schiller. In der Zeit des jugendlichen Strebens, strebte er mit Zurücklassung aller Ziele des Ehrgeizes und des äußeren Erfolges ausschließlich nach der Vollendung seines inneren Sein's. In der Unendlichkeit und Totalität des Ideals bewegte sich auch sein Leben ganz auf geistigem Boden. Auch sein Element war der Gedanke und die Empfindung, die den Gedanken begleitet. Auch sein Horizont umspannte keine andere als die ideale Welt, in der die glänzenden Bilder und Formen der Schiller'schen Dichtung wuchsen. Auch sein Geist war jener rastlosen Anspannung und jener intensiven Vertiefung in das Gebiet der Ideen im allerhöchsten Grade fähig.

Und doch waren es vielleicht, mehr noch als diese Ähnlichkeiten, die Verschiedenheiten ihres Geistescharakters, welche die beiden Männer so wunderbar zusammenstimmen machten. Die von Schiller gerühmte Totalität des Humboldt'schen Wesens war in der That bei diesem viel außerordentlicher, viel entschiedener als bei Schiller. Die Fülle und die gleichgewogene Temperatur seiner sinnlichen und geistigen Fähigkeiten machte so sehr seine Größe aus, daß eben hierin seine Schwäche lag. Sinn und Kraft war so gleichmäßig in ihm vertheilt, daß sie sich selten zu einer vorragenden Aeußerung verdichten und zusammenfassen mochten. Darin war es begründet, daß Schiller anfangs „mehr Fläche als Tiefe“ in ihm zu erkennen glaubte, und daß Körner nichts von eigentlicher Genialität in ihm entdeckt haben wollte. Die Tiefe seines Geistes war eine breite Tiefe, und blaß, wenn auch nicht minder echt, war die Farbe seines Genie's. Wenn sein Wesen nach irgend einer Seite hin stärker gravitirte, so war es nach der Seite der Sinnlichkeit und des sinnlich reizbaren Empfindens, und dann wieder nach der Seite des reinen, von der Empfindung leise gestimmten und gelenkten Gedankens. In dieser Bereitschaft und Behendigkeit des Denkens nun, in dieser feinfühligsten Schärfe des Urtheilens berührte er sich nahe mit Schiller. Es hat dagegen allen Anschein, daß dieser an der Zartheit und Erregbarkeit von Humboldt's Empfindungsleben viel weniger Antheil genommen, ja daß er, in der Strenge und Hoheit seiner geistigen Thätigkeit, für die übergroße Gemüßliebe seines Freundes kaum ein Auge gehabt hat. Selbst da, wo er, überaus treffend, die Stärke

des Freundes in Genuß- und Urtheilsfähigkeit erblickt und diese der Productionsfähigkeit gegenüberstellt, versteht er die Erstere mehr im Sinne des bewußten kritischen als des sinnlich instinctiven Genießens. Er stand eben dieser, mehr weiblichen Seite des Freundes durchaus fern, und gerade daher war es für diesen ein „unaussprechliches Gefühl“, als er in der „Würde der Frauen“ Gedanken und Empfindungen poetisch ausgedrückt fand, die — so schrieb er an den Dichter — „vielleicht noch mehr als Sie bemerkt haben, mit mir und meinem ganzen Wesen verwebt sind“. Humboldt überhaupt empfand Schiller's Geist und Eigenthümlichkeit tiefer und richtiger als dieser ihn erkannte. Jene durch die Energie des Willens geweihte schöpferische Kraft, jenes rastlos arbeitende Ringen, das Ideale zur lebendigen Gestaltung aus sich heraus zu setzen, verdrängte bei Schiller alles Uebrige. Die Totalität seines Wesens concentrirte sich in der fruchtbaren Durchdringung der Intellektualität und der Phantasie. Diese wunderbare Erscheinung gerade fesselte vorzugsweise die vorstehende und bewundernde Aufmerksamkeit Humboldt's, — fesselte ihn deshalb, weil hier der Mangel und das Unzureichende seiner eigenen Befähigung lag. Es war so, wie Schiller sagte: die individuelle Vollkommenheit des Freundes lag im Genießen und Urtheilen, die seinige im freien Schaffen, Bilden und Erfinden. Jener war eine vorzugsweise receptive, dieser eine vorzugsweise productive Natur. Immer von Neuem war jener von der unbegreiflichen Thätigkeit des Dichters überrascht, immer von Neuem pries er die Freiwilligkeit seines Genie's, den nie versiegenden Reichthum, der ihm aus unsichtbaren Quellen zuströme und das Glück eines Geistes, welcher „blos aus sich selbst soviel schöpfen könne, als genug ist, ein ganzes Leben mit schöner Mannigfaltigkeit auszustatten“. Es ist offenbar, daß sich diesem Lob und dieser Bewunderung das Bewußtsein von dem Gegensatze beimischt, in welchem er selbst solcher Kraft gegenüberstand. Er spricht ein andermal von dem unendlichen Reiz des bloßen, lediglich von dem Zweck des Wissens geleiteten Studirens, einem Reiz, der so groß sei, daß man sich verwahren müsse, dadurch nicht zu sehr von bestimmterer Thätigkeit abgehalten zu werden. Von sich selbst und aus eigener Erfahrung spricht er so; sein eignes Wesen wird ihm zur Folie für die Charakteristik des Dichters, wenn

er hinzufügt, daß dieser jenen Reiz nicht gekannt und jenes Wissen als zu stoffartig verachtet habe. Ein totaler Gegensatz, ohne Zweifel; aber noch in dem Gegensatz spiegelt sich der verwandte Gehalt beider Geister. Denn der gleiche Drang nach Idealität und Totalität erfüllt die productive Tendenz des Einen und die receptive Tendenz des Andern. Man kennt die begeisterungsvolle Stelle, in welcher Schiller von dem Project einer Idylle redet, in welcher „lauter Licht, lauter Freiheit, lauter Vermögen, kein Schatten und keine Schranke“ sein dürfe, und wie er, um diese Aufgabe zu lösen, „seine ganze Kraft und den ganzen ätherischen Theil seiner Natur noch auf einmal zusammennehmen wolle — wenn er auch bei dieser Gelegenheit rein sollte aufgebraucht werden.“ Diese Stelle enthält den reinen Ausdruck des Gefühls des freien schöpferischen Vermögens und der dasselbe begleitenden Seligkeit. Aber eine andere Stelle giebt es, in welcher die entgegengesetzte Stimmung des empfänglichen, nach sinnlichem Leben gleichsam dürstenden Geistes sich mit verwandter Begeisterung ausspricht. Ein großer Durst des Wissens, schreibt Humboldt an Schiller, sei plötzlich, wie von Neuem, in ihm erwacht. „Kaum kann ich der Begierde widerstehen, so viel als nur immer und irgend möglich ist, sehen, wissen, prüfen zu wollen. Der Mensch scheint doch einmal dazu da zu sein, Alles, was ihn umgiebt, in sein Eigenthum, in das Eigenthum seines Verstandes zu verwandeln, — und das Leben ist kurz. Ich möchte, wenn ich gehen muß, so wenig als möglich hinterlassen, das ich nicht mit mir in Berührung gesetzt hätte.“

So standen diese Naturen gegeneinander: die eine ganz auf's Schaffen, die andre ganz auf genießendes und verstehendes Empfinden gerichtet, ein Dichter, dessen mächtige Phantasie am liebsten hoch oben im Aether des Gedankens ihre Flügel schlug, und ein Denker, dessen scharfer Verstand seine Wurzeln tastend nach unten bis tief in den Boden der Sinnlichkeit sandte. Ueberaus glücklich für die Möglichkeit gegenseitiger Berührung und Befruchtung traf es sich, daß der Dichter eben jetzt des Denkers bedurfte. Er war selbst zum Philosophen und zum Kritiker geworden. Er hatte sich selbst forschend hinter seine eigene Kunst und hinter seinen eigenen Genius gestellt. Er philosophirte, und der Gegenstand seiner Speculation

war das Wesen und der Ursprung des Schönen. Er zweifelte, und der Gegenstand seiner Scrupel war sein eigener Beruf zum Dichten. So beschäftigt und so gestimmt war er, als sich Humboldt ihm zur Seite gesellte. Eben darauf war auch dieser gefaßt und vorbereitet. Er hatte für sich dem Begriff des Schönen nachgedacht, er hatte sich ganz wieder in die kritische Philosophie hineingearbeitet, er hatte über jenen wie über diese mit Körner gebriefwechselt. Vor Allem aber: er war so ganz ein Mann des Gesprächs und der Discussion. So reich an Wissen und Gedanken und doch so begierig nach mehrerem Wissen und helleren Gedanken, so mittheilungsfähig und so mittheilungsbedürftig, so ganz sich vertiefend in die Sachen und und doch so gern die Empfindung des Persönlichen damit verbindend: so war er nirgends productiver als in der brieflichen und mündlichen Conversation. Das „gesellschaftliche Denken,“ wie er selbst es nennt, war das eigentliche Element seines Geistes. Er war der Meinung wie Addison, daß nichts über wirkliche Conversation, d. h. über das Gespräch zu Zweien gehe. So hatte ihn das wissenschaftliche Zwiegespräch mit Wolf beglückt. So beglückte ihn nun das lebendigere Gespräch mit Schiller. Auch Schiller war ein Virtuose des Gesprächs. Es kam uns dünken, daß die Hälfte seiner Gedichte kein zu theurer Preis um eine mit ihm durchredete Nacht wäre, und wir bedauern mit Körner, daß jener Dialog „Kallias“ ungeschrieben blieb, der sich, wie wir wenig Zweifel haben, ebenbürtig neben „Ernst und Falk“ würde gestellt haben. Denn Schiller's Gesprächsweise, wie sie uns Humboldt beschrieben hat, war verschieden von der der meisten Menschen. Es war nicht Rede und es war nicht Katechisation: es war echtes Gespräch. Es war lebendiges Geben und Nehmen und war befruchtende, Verständniß suchende und weckende Gegenseitigkeit. Es trug das ganze Gepräge des Momentanen an sich und es strebte doch nach der Unendlichkeit des Gedankens. Es schien sich in freier Bewegung hin und her zu schaukeln, und es bewegte sich dennoch stetig um einen festen Punkt, nach einem sicher in's Auge gefaßten Ziel. Es bestand nicht im Herumwenden alten Stoffes und Besizes, sondern im Auffinden und Erzeugen eines neuen. Die Begeisterung der Production sprühte in den Worten seines Mundes und aus den Flammen seines Auges. Sein ganzes

Wesen war dabei; mit seiner Liebenswürdigkeit verschmolz seine Größe; er war in den glücklichsten Momenten seines Gesprächs mit keinem unter allen Menschen zu vergleichen.¹⁾

In solchem Gespräch nun erging sich, ja erfüllte sich recht eigentlich das Verhältniß der beiden Freunde. Es ruhte auf dem Grunde der alten persönlichen Vertraulichkeit. Vertraut wie die Männer waren die Frauen. Beide Familien lebten wie Eine; selbst ihre Wohnungen hatten sie mit dem Eintritt des Winters näher aneinander gerückt.²⁾ Meist zweimal des Tages, ganz regelmäßig des Abends sah man sich. Sich sehen hieß: sich sprechen, und oftmals zog sich das Gespräch bis tief in die Nacht. Es galt zunächst den Hören. Man durchsprach den Plan, die Mitarbeiter, die Stoffe, das Äußere wie das Innere des Unternehmens. Auch Körner, natürlich, mußte zur Theilnahme an der Zeitschrift herangezogen werden. Man erörterte, welche Aufgaben ihm nach seiner besonderen Art zugewiesen werden dürften, was von Göthe zu erwarten sei, ob der alte Kant der auch an ihn ergangenen Aufforderung Folge leisten würde, womit Humboldt selbst zu debütiren gedanke? Und nun liesen die ersten Aufsätze ein und wollten gelesen und beurtheilt werden. Nun hatte sich endlich Humboldt sein Thema gewählt, nun arbeitete Schiller mit verdoppeltem Eifer an den ästhetischen Briefen. Man kam damit direct auf die Kant'sche Philosophie; mit ihr mußte Schiller durchaus erst im Reinen sein, ehe er seine ästhetischen Untersuchungen zum Abschluß bringen konnte: Humboldt's Hülfe ward nicht vergebens in Anspruch genommen. Für Beide ferner war Fichte, welcher Ostern 1794 an Reinhold's Stelle nach Jena gekommen, eine neue Erscheinung; die veränderte Ansicht, welche er dem Criticismus gab, mußte geprüft und mit den bereits gewonnenen ästhetischen Einsichten zusammengehalten werden. Eben die Theorie der Aesthetik aber mußte der Mittelpunkt der Gespräche werden. Zu den Einwendungen Körner's kamen nun die Bedenken Humboldt's; was Körner darüber und über das Verhältniß der Kant'schen Kategorien zu

1) S. außer in dem Vorwort des Schiller - Humboldt'schen Briefwechsels, den Brief Humboldt's an Körner in der Schrift: Aus Weimars Glanzzeit.

2) Humboldt an Wolf; S. W. V. 115; Schiller an Jacobi, Jacobi's Briefwechsel II. 196.

dem Schönheitsbegriff an Humboldt geschrieben hatte, vermehrte den Gesprächsstoff. Wie gern überhaupt hätte man über alles dieses zu Dreien verhandelt! Ein Rendezvous wenigstens wurde verabredet, und anderthalb Tage, am Ende des August, verlebte und durchsprach man gemeinschaftlich in Weisensfels Alles, was man auf dem Herzen hatte.¹⁾ Noch mehr und noch etwas Wichtigeres, in der That, als die Horen und als die Theorie des Schönen begann jetzt Schiller'n auf dem Herzen zu liegen. Je mehr er sich in die Philosophie hineinwarf, je mehr seine ganze Geistesthätigkeit von den ästhetischen Briefen in Anspruch genommen wurde, desto mehr suchte er zwischendurch nach dem Dichter, der er zu sein aufgehört hatte. Seine fortgeschrittene Geschmacksbildung, die Bekanntschaft die er mit den Griechen gemacht hatte, das Vorbild Göthe's, endlich seine ästhetisch-kritischen Einsichten selbst, — alles das hatte ihm seine eigenen früheren Producte entfremdet. Sein Don Carlos ekelte ihn an. Der Gedanke an den Wallenstein machte ihm Angst. Er fürchtete, daß die Einbildungskraft, wenn ihr Reich nun käme, ihn verlassen würde. Er fühlte, daß ihn der poetische Geist überrasche, wo er philosophiren wollte, und er glaubte nur um so mehr zu finden, daß er eigentlich nichts weniger als einen Dichter vorstellen könne. Er schwankte über seine Bestimmung, er zweifelte an seinem dichterischen Beruf. Humboldt nun war ganz auf seinem Felde, so oft es sich um philosophische Ideen handelte: er war es noch mehr, wenn es das Verständnis einer Individualität galt. Das Wesen Schiller's insbesondere war ihm geradezu eine Studie. Ueber sich selbst, über den Freund, über ihr gegenseitiges Verhältniß und ihren Umgang nachzudenken war ihm eine liebe und geläufige Beschäftigung. Wie daher zum Philosophiren, so war er auch dazu stets aufgelegt, den Freund über sich selbst zu verständigen. Es waren unerschöpfliche Themata und sie wurden von Beiden mit nie erschöpftem Interesse behandelt. Leicht und wie zufällig, immer ungesucht, mochte das Gespräch beginnen: es waren ja die Stunden der Erholung für Beide, und auch die Frauen waren zugegen, um ihren Antheil zu geben und zu nehmen. Der tiefe Ernst Schiller's blieb jeder heiteren

1) Schiller-Körner'scher Briefwechsel; Schiller an Körner vom 21. August und vom 1. September 1794; III. 188. 189.

Wendung zugänglich; an Humboldt war im persönlichen Verkehr eine muntere Jovialität, ein neckisches Herauswenden des Lächerlichen sogar hervorstechend. Bald jedoch war irgend ein Punkt von tieferem Interesse berührt. Wir hören, wie Humboldt mit der ihm eigenen redseligen Umständlichkeit auf ihn eingeht. Wir dünken uns zu sehen, wie Schiller den gleichen und ruhigen, aber tiefen Strom der Gedanken und Empfindungen an sich vorüberläßt, dann aber mit einem plötzlichen Griff aus seiner Tiefe zu schöpfen und das Bewegliche zu fesseln versteht. Aus dem unfertigen Ideenmaterial jenes springen unter der Hand dieses fertige Gestalten und bestimmte Gebilde hervor. Aus Rede und Wechselrede drängen sich geformte Ideen hervor; sie stellen sich zusammen, sie ordnen und gruppieren sich. In Verwirrung hat die Unterredung begonnen, nach allen Seiten hin ist sie übergeströmt; nun sammelt sie sich in engerem Bett, nun wird sie in wenigen glänzenden Worten und glücklichen Bildern gefangen. Und nun wieder, wenn der begeisterte Fund gelungen ist, wendet sich das Verhältniß. Mit lebendiger Empfänglichkeit, mit willig eingehendem Sinn hat Humboldt die Gedanken des Andern erfaßt. Aber noch fehlt ihnen die Bestimmtheit. Er umgiebt sie mit neuen Bedenken, er wendet sie prüfend und vergleichend von Neuem hin und her. Er nöthigt zu weiteren Absonderungen und Ausscheidungen, zu festeren Begrenzungen, zu feineren Unterschieden. Sein Gespräch, wie Schiller an Körner schreibt, „weckt jede schlummernde Idee und nöthigt zur schärfsten Bestimmtheit.“ Man ruht erst, wenn man am Ziele ist und mit festem Blick den Gedanken in reinem Umriß sich abheben sieht.

So, oder ungefähr so dürfen wir uns nach den eigenen Andeutungen beider Männer und aus zeitgenössischen Schilderungen das Bild ihres täglichen Gesprächsverkehrs ausmalen. Gewiß ist es, daß der überwiegende Gewinn dabei auf Seiten Humboldt's war. Nicht eigentlich, wie Schiller es auffaßt, daß ihm zu der „scharfen Schneide seiner intellektuellen Kräfte“ ein „Stoff“ wäre zugeführt worden. Humboldt litt nicht Mangel an Stoff. Aber dieser Stoff lag zu tief im Grunde seines Gemüthes, er haftete zu fest an seinem individuellen Sein, er ward zu eigenmüthig verbraucht und genossen, er ward zu sehr von dem stets bereiten kritischen Bewußtsein niedergehalten. Der Einfluß Schiller's bestand darin, daß die gleichsam träge

Ideenmasse sich hob und löste. Humboldt wurde durch Schiller zur Productivität erweckt; er lernte durch ihn in etwas, seinen inneren Reichthum zu verwerthen. Durch die Berührung mit dem durch und durch productiven Geist des Dichters entwickelte sich der Eifer und der Muth zu eigenem Bilden und Darstellen. Er sah dem Freunde die Methode des Schaffens ab, und er ward von diesem und von dem kritischen Körner förmlich in die Schule der Schriftstellerei genommen. Seit jener ersten Pindar-Ode hatte er nichts öffentlich erscheinen lassen; das einzige größere Werk, das er zu Stande gebracht, hatte er im Kulte zurückgehalten; ein unbeseigbares Mißtrauen gegen sich, eine ungemessene Blödigkeit gegenüber dem Publicum hatte sich seiner bemächtigt. Schiller und Körner, die Literaturzeitung und die Horen öffnieten ihm den Mund. Eine Reihe von Aufsätzen entstand während der Zeit seines Geneser Aufenthalts.

Die erste zwar dieser Arbeiten wäre vielleicht auch ohne Schiller entstanden, und die Spuren des Schiller'schen Einflusses in ihr sind nicht entscheidend. Schütz und Hufeland hatten ihn für die Literaturzeitung gewonnen, und er hatte sich ausbedungen, nur solche Sachen zu recensiren, die ihn ohnehin interessirten. In hohem Grade war dies der Fall mit dem seltsamen Buche, welches ihm Jacobi selbst überschiedt hatte. Weder ein Roman noch ein philosophisches Werk, war der „Woldemar“ nur um so mehr ein reiner Ausdruck von Jacobi's eigener Individualität. Humboldt, wenn er es las, konnte sich dünken, den Freund an seiner Seite reden zu hören, er konnte sich bei dem geistreichen Geschwätz in Dorenburg's Villa an seinen eigenen Aufenthalt in dem gastlichen Pempelfort, bei den Tischgesprächen zwischen Woldemar und Sidney an seine eigenen Verhandlungen mit dem liebenswürdigen Philosophen erinnern. Das Buch wirkte nicht wie ein Buch, sondern wie Gesicht, Gestalt und Rede eines Fremdes auf ihn. So reizte es ihn und so gefiel es ihm. Mit jener ihm so eigenen und so geläufigen Weise des Eingehens in fremde Individualitäten versuchte er sich an einer raisonnirenden Paraphrase des Werkes, und wie man mit einem Brief auf einen Brief erwidert, so erwiderte er die Uebersendung des Woldemar durch Uebersendung des Manuscripts einer Recension, die dann später erst dem Publicum der Literaturzeitung vorgelesen wurde.¹⁾ Es war eine Be-

1) Jenaische Literatur-Zeitung 1794 Nr. 315—317; jetzt G. W. I. 185 ff.

sprechung des Buches, um die Wahrheit zu sagen, die so wenig eine Recension war, als der Woldemar ein Roman ist. Dieser war ganz und nur Jacobi: jene war ganz und nur Humboldt. Mit so Vielem in Jacobi's Wesen, wie es nun in diesem wunderlichen Producte sich breit darlegte, sympathisirte unser Recensent. Jene aristokratische Genusweise, jenes Leben in Ideen und Reden, jenes Empfinden von Gesinnungen, jenes Raisonniren über Empfindungen, jene Schwelgerei in den Freuden des Umgangs und des Gesprächs, jenes Studium und jene Bewunderung der weiblichen Natur in ihrem Verhältniß zur männlichen, — das Alles waren Dinge, die bei ihm einen vollen Anklang fanden. In so vielem Anderen wiederum entfernte er sich von Jacobi. Er übersah ihn, wie er ihn ja schon bei dem ersten persönlichen Zusammentreffen übersah hatte. Er war zu nüchtern, zu kalt verständig, zu kritisch, als daß ihm jemals Jacobi's Philosophie als Philosophie hätte genügen können. Seine Anforderungen an die Dichtung wie an die Speculation waren zu hoch und zu ideal, als daß ihm Jacobi's Dilettantismus hätte entgehen können. Es war gar nicht nach seinem Geschmack, die Lücken des verständigen Erkennens, wie der Verfasser des Allwill und Woldemar that, durch Schwärme rei auszufüllen. Er hatte zu sehr das Bedürfniß nach Consequenz, als daß er sich lieber als Lessing Jacobi's gepriesenen Salto mortale hätte gefallen lassen. In ihm selbst endlich lag Gefühl und Verstand zu klar aus- und gegeneinander, als daß er sich durch Jacobi's warme Ueberredsamkeit zur Billigung eines laxen Compromisses zwischen beiden hätte verstehen sollen. Es lag aber weiter in seiner Natur, da, wo er sympathisirte, ganz und warm zu sympathisiren, wo er abwich, es nur in der Form von leisen und feinen Einwendungen, von vorsichtigen und bescheidenen Zweifeln kundzugeben. Auch seine kritische Befähigung, stark wie sie war, sollte das positive Capital des Genusses vermehren. Er wäre schände abweisend und kalt ironisch gewesen, wo er nichts als Antipathie empfunden hätte. Er war in der Negation gutmüthig und gelind, er verlegte den Schwerpunkt seines Urtheils ganz nach der positiven Seite, wo er sich im Ganzen wohlthätig berührt fand. So entstand diese Recension des Woldemar, eine so überwiegend positiv gehaltene Abhandlung, daß sie Rahel in ihrem aphoristischen Enthusiasmus für ein viel genialeres Werk erklärte, als das Buch, über das sie geschrieben sei.

Der Recensent schrieb wie aus der Seele, ja wie aus der Person des Verfassers heraus. Er identificirte die Schrift ganz mit ihrem Urheber, und dann wieder sich selbst mit dem Letzteren. Die Absicht desselben: „Menschheit, wie sie ist, auf das Gewissenhafteste vor Augen zu legen,“ konnte er nicht anders als billigen; aber er fand auch, daß diese Absicht erreicht sei, und daß „jede Zeile das reinste, ächteste, sittlichste Gefühl, mit dem zartesten und beweglichsten Schönheitsinn auf das innigste verbunden, athme.“ Er gab sodann eine eingehende und liebevolle Analyse des Inhalts, und eine ebensolche Darstellung der in Allwill und Woldemar enthaltenen praktischen Philosophie Jacobi's. Vermuthlich wird es wenige Leser des Jacobi'schen Roman's geben, welche nicht durch die gequälte Unnatürlichkeit des Verhältnisses zwischen Woldemar und Henriette sich gepeinigt und gelangweilt fühlten: die Humboldt'sche Recension findet das trauliche Zusammenleben dieser Menschen „entzückend schön geschildert.“ Jedermann gewiß wird mit Rachel den Hauptmangel des Romans darin erblicken, daß derselbe, statt Charaktere und Begebenheiten darzustellen, um ein Nichts von Begebenheit endlose Reden und Reflexionen herumwindet: die Humboldt'sche Recension ist anderer Ansicht, sie lobt gerade dies an dem Buche, daß man darin nicht bloß „über Menschen raisonniren“ höre, „sondern Menschen in interessanten Situationen selbstthätig“ erblicke. Die Charaktere des Romans sind nach Humboldt „aus dem stärksten und zugleich feinsten Stoffe gebildet, den die Menschheit ertragen, und in die edelste Form gegossen, die sie annehmen kann.“ Die Schrift verräth durchweg eine „tiefe philosophische Einsicht,“ aber nicht minder eine „feine poetische Kunst;“ die Reihe der Begebenheiten „geht, nur durch sich selbst bestimmt, mit ungezwungener Leichtigkeit fort, und das Raisonnement scheint wie von selbst und ohne Absicht hineinverwebt.“ Um es kurz zu sagen: das unglückliche Mittel Ding zwischen einem Roman und einem System wird nicht nur mit Lob überhäuft, sondern dieses Lob auch durchweg in den Superlativ erhoben.

Seltam, in der That; aber viel seltsamer noch, daß soviel Lob nur aufgewendet scheint, um eine ebenso große Portion Tadel zu verdecken und zu überstreichen! Von allen den Mängeln, welche das beurtheilte Werk drücken — wenn wir nur genauer zusehen — ist kein einziger dem Recensenten entgangen. Selbst da, wo der-

selbe bloß referirend auftritt, zeigt er sich als einen viel feineren Menschenkennner als der Verfasser. Es ist unmöglich richtiger zu urtheilen und feiner alle Schwächen des Plans, alle Mißgriffe der Ausführung aufzuspüren. Alles Lob, im Grunde, wird immer wieder zurückgenommen. Wir lesen mitten in dieser Recension der superlativen Lobesprädicate das, wenn auch unwundene Zugeständniß, daß alle in dem Roman gezeichneten Charaktere, alle diese ausschließlich in der Mitte ihrer Empfindungen lebenden Menschen — „etwas Unnatürliches“ haben. Sie spannen — so wird mit vollkommener Wahrheit gesagt — „das Interesse auf eine beunruhigende Weise,“ denn man sieht sie mit Leiden sich herumquälen, „die man in Versuchung kommen möchte, selbstgeschaffen zu nennen.“ Es steht nicht besser endlich, als mit den gepriesenen Charakteren, mit den absichtslos in die Begebenheiten eingewobenen Reden. Denn die Gespräche der Weiber wenigstens, sagt Humboldt, sind „länger, raisonnirender und belehrender, als wir sie von der Anspruchslosigkeit der Frauen erwarten.“ Es nimmt uns Wunder beinah, daß noch Niemand eine so beschaffene Recension für ein Meisterstück von Ironie zu nehmen den Einfall gehabt hat. Denn, absurd wie diese Annahme wäre, ist es doch gewiß, daß wenige geschickte Striche hinreichen würden, den ganzen Aufsatz in die feinste und glänzendste Ironie zu verwandeln. Wir haben aber, wie wir meinen, die Erklärung bereits gegeben, woher diese Beschaffenheit rührt. Nicht die Befähigung zum schärfsten und treffendsten Urtheil, sondern der Muth und die Neigung, der animus vituperandi fehlt dem Recensenten. Er schätzt und versteht von Grund aus die Jacobi'sche Individualität. Er fühlt sich wahlverwandt mit diesen „in der Mitte ihrer Empfindungen lebenden“ Menschen. Darum verbirgt er seine Kritik in eine Fülle von Anerkennung. Darum sehen seine Ausstellungen in den Zeilen wie Ausstellungen zwischen den Zeilen aus. Er sagt alle Fehler des Romans rein heraus; allein er sagt sie heraus, wie man die Schwächen von Personen rügt, die man sich nicht entbrechen kann, von Herzen zu achten und zu lieben.

Nicht anders als mit der Kritik des Romans verhält es sich mit dem Urtheil über die Jacobi'sche Philosophie. Diese Philosophie läßt sich, nach Humboldt, nur verstehen und schätzen als die Philosophie eben dieses Philosophen; ihr Inhalt steht mit der Indivi-

dualität ihres Urhebers im engsten Zusammenhang. Mit dieser für den Beurtheiler wie für den Beurtheilten gleich bezeichnenden Wendung scheint nun freilich jede Entscheidung über den objectiven Wahrheitswerth der in Woldemar entwickelten Ansichten abgelehnt. Die eigne Ansicht des Recensenten kann sich nichts desto weniger nicht ganz verbergen, und es ist daher möglich, hier bereits eine ungefähre Anschauung von Humboldt's philosophischer Denkweise zu gewinnen. Sie ist wie wir sie von dem Verfasser des „Versuchs“ und nach einem erneuten Studium der großen Kant'schen Werke erwarten. Die letzte Aufgabe aller Philosophie faßt er durchaus wie erst Kant sie bestimmt hatte. Er faßt sie kritisch und transcendental. Die wahre Philosophie hat „die vollständige Abmessung aller menschlichen Vermögen zum Grunde zu legen, um darnach die Möglichkeit objectiver Erkenntniß zu bestimmen, und die allgemeinen Gesetze der Thätigkeit jener Vermögen zu entdecken.“ Er lenkt dagegen von den Resultaten der Kant'schen Untersuchung in etwas ab. Er nähert sich um ebensoviel den Jacobi'schen Anschauungen. So wenigstens in Beziehung auf die praktische Philosophie, die allein hier in Frage steht. Die blutlose praktische Vernunft und den unlieblichen kategorischen Imperativ, den Gegensatz von Pflicht und Neigung, die Härte und der Formalismus der Kant'schen Moral mochte Jacobi nicht gelten lassen. Sein Gefühl protestirte dagegen. Er suchte Hülfe bei'm Aristoteles. Auf's Stärkste accentuirte er das pathologische Element der Tugend. In der sinnlichen Natur des Menschen suchte er die breite Basis, auf welcher das abstracte Pflichtgebot sich nur als letzte Spitze erhebe. Alle Tugend beruhte ihm auf einem unerklärlichen „Triebe,“ auf einem „Instincte“ unseres sinnlich-vernünftigen Wesens, der den Menschen zwingt, die Tugend aus sich hervorzuschaffen. Eben das nun war auch Humboldt's Ansicht, wie er sie schon in seiner Erstlingschrift im Wesentlichen ausgesprochen hatte. Allein von hier aus ging er zu Kant wiederum zurück. Es ist diese Ansicht nach ihm nichts Anderes als das „rechtverstandene“ Moralsystem der kritischen Philosophie selbst. Es käme nur darauf an, dasselbe in seinem eigenen Geiste zu vertiefen. Ihm genügt nicht der bloße Protest des Gefühls. Ihm genügt nicht der bloße Hinweis auf einen solchen Instinct. Als einen Wink nur läßt er es gelten, wenn diesem Instinct wieder ein

Grundtrieb im Menschen nach innerer und äußerer Uebereinstimmung untergebaut wird. Es gilt eben hier „durch das vereinte Streben aller menschlichen Kräfte“ noch tiefer in das Wesen des Menschen als ein Ganzes einzudringen. Nur so erst, vermittelt einer Correctur der abstracten Scheidekunst der Transcendentalphilosophie durch die den Menschen als Ganzes anschauende Philosophie der Alten, dürfte die „endliche, von allen Seiten genügende Philosophie“ zu Stande kommen. Diese Philosophie also und mit ihr das wahre Moralsystem ist für Humboldt nur erst ein Ideal. Aber es ist klar, worin ihm dasselbe besteht. Diese künftige Philosophie dürfte nicht, wie die Jacobi'sche, strenge Folgerichtigkeit und durchgängige Begriffsbestimmtheit vermissen lassen. Sie dürfte nicht, wie die Kant'sche, über der analytischen Genauigkeit und der Begriffsstrenge den Sinn für den vollen Gehalt der concreten Totalität der menschlichen Natur einbüßen. Das philosophische Ideal Humboldt's ist die Vollendung des Kantianismus, eine auf dem Grunde der Kant'schen Kritiken mit dem ästhetischen Geiste der Alten durchgeführte Ergründung des Menschen nach der Einheit und Totalität seines Wesens.

Auf dem Wege zu eben diesem Ideal, nach demselben Ziele hin bewegten sich aber offenbar die philosophischen Anstrengungen Schiller's. Ungefähr gleichzeitig hatten die Beiden, der Eine seine Recension des Woldemar, der Andere die Recension über Matthiesson's Gedichte geschrieben. Selbständig hatte jener seinem Verhältniß zu Jacobi einen Ausdruck gegeben und Zeugniß von seiner Beschäftigung mit der kritischen Philosophie abgelegt. Selbständig hatte dieser, wie er schon in „Anmuth und Würde“ gethan, Einzelnes aus seinen ästhetischen Resultaten dem Publicum vorweggegeben. Aber ein lebendigeres Eingreifen, ein regerer wechselseitiger Einfluß Beider griff jetzt Platz. Humboldt zog das Thema, dessen Bearbeitung für die Horen er sich vorgesetzt hatte, recht eigentlich aus den geheimsten Falten seines Busens. Während Schiller sein bestes und eigenstes Wesen in die Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen hineinarbeitete, ging Humboldt an eine Abhandlung „über die Weiber.“ Unter diesem Namen figurirt das Humboldt'sche Motiv in dem Schiller-Körner'schen Briefwechsel. Es war das Verhältniß der Geschlechter zu einander, was

zum Ausgangs- und Mittelpunkt seiner Vertiefung in das Wesen der menschlichen Natur wurde. Ein Symbol seines eigenen Wesens und ein Symbol seiner Philosophie! In dem Manne des kalten kritischen Verstandes, in dem Lobredner der Energie war zugleich soviel Weibliches und soviel Bedürfnis nach Weiblichkeit. Er hatte frühzeitig alle Reize des Umgangs mit dem anderen Geschlecht gekostet. Er wußte, was Weiber dem Manne gewähren können und hatte die Empfindung davon in seine geistigsten und in seine sinnlichsten Stimmungen tief verwebt. Er hatte eine Gattin an seiner Seite, von deren Lippen und aus deren Augen ihn das innigste Verständnis seines eigenen Gemüthslebens ansprach, der er in Geist und Empfindung sich täglich enger verbunden fand. Wenn sich alle seine Gedanken um die Totalität der Menschennatur drehten, so genoß und fühlte er dieselbe am sinnlichsten und innigsten in der Liebe. „Ein Individuum Einer Art erschöpft, selbst in der Folge aller Zustände, nicht alle Gefühle.“ Nicht der Mann für sich und nicht das Weib für sich. Um daher „die volle Schönheit des ganzen Menschen zu fühlen, muß es ein Mittel geben, das beide Vorzüge, wenn auch nur auf Momente, und in verschiedenen Graden vereint, fühlen läßt; und dies Mittel muß des schönsten Lebens schönsten Genuß bewahren.“ So schrieb Humboldt in den ersten Wochen seiner Ehe.¹⁾ Diese Worte bilden den Text der Aufsätze „Ueber den Geschlechtsunterschied“ und „Ueber männliche und weibliche Form.“ Ihr Sinn bildete den Schlüssel, durch den sich für Humboldt's Individualität die gesammte innere und äußere Welt, der Mensch und die Natur, dem Erkennen erschloß.

Dem in der That, nicht blos um die Schilderung des männlichen und weiblichen Charakters im Menschengeschlecht handelt es sich für Humboldt. „Ueber den Geschlechtsunterschied und dessen Einfluß auf die organische Natur,“ lautet der vollständige Titel des ersten jener Aufsätze.²⁾ Das moralische und anthropologische Interesse hat sich zum naturhistorischen erweitert. Ohne Zweifel,

1) In den „Ideen über Staatsverfassung,“ G. W. I. 311.

2) In den G. W. sind die beiden Aufsätze auseinander gerissen, und findet sich der erstere (Horen I. 2. S. 99 ff.) im vierten, der zweite (Horen I. 3. S. 80 ff. u. I. 4. S. 14 ff.) im ersten Bande.

daß die mehrmalige Anwesenheit des Bruders in Jena ihm in dieser Richtung eine Anregung gab. Hörte er doch den ganzen Winter über bei Loder ein anatomisches Collegium. Verhandelte doch der Bruder, auch abwesend, physikalische Themata mit ihm. Aber sofort freilich weiß er diesen Dingen die geistigste Bedeutung abzugewinnen. Er führt die Natur in seine allgemeine philosophische Anschauung ein; von seinem anthropologischen Standpunkte aus tritt er in das Gebiet der Naturphilosophie ein. Stets auf Universalität und Totalität gerichtet, hatte er schon ehemals von einer „Physiognomik der Natur“ geredet, und hatte ein andermal das ästhetische Gefühl als den Vermittler bezeichnet, wodurch uns die Sinnlichkeit Hülle des Geistigen und das Geistige belebendes Princip der Sinnenwelt werde. Diesen zusammenfassenden Blick auf das Ganze fordert er auch jetzt. Er leitet diese Forderung ab aus seiner Anschauung von der Natur des Menschen. Denn „schon in dem körperlichen Theil seines Wesens findet der Mensch mit unverkennbarer Schrift dasjenige ausgedrückt, was er in seinem moralischen zum Dasein zu bringen streben soll.“ Ueberall daher muß bei Untersuchung der Körperwelt zugleich die moralische in's Auge gefaßt werden: zur Begründung seiner moralischen Natur, umgekehrt, bedarf der Mensch einer anhaltenden und ernsten Betrachtung der ihn umgebenden physischen. Beide, die physische und die moralische Welt, machen doch zuletzt nur Ein großes Ganze aus, und „die Erscheinungen in Beiden gehorchen nur einerlei Gesetzen.“ Nach der Erforschung Beider daher „bleibt endlich noch ein Blick auf das gegenseitige Verhältniß dieser beiden völlig ungleichartigen Reiche übrig, um diejenigen Gesetze aufzufinden, welche, in beiden herrschend, die höchste Verknüpfung des Naturganzen vollenden.“ Erst von diesem höchsten Gesichtspunkte aus wird alsdann der Naturforscher und der Erforscher der moralischen Natur, jeder „sein eigenes Gebiet in einer neuen, und nun erst in der wahren Gestalt erblicken.“

Es liegt nahe, in Ideen wie diese eine Anticipation der Schelling'schen Natur- und Identitätsphilosophie zu erblicken. Wir unsrerseits halten sie für mehr und für etwas Besseres. Die Behauptung eines lebendigen Zusammenhangs und einer tief begründeten Analogie zwischen dem geistigen und dem Naturgebiete hat ein größeres Recht als die Schelling'sche Formel von der „Identität des Sub-

jectiven und des Objectiven.“ Die Forderung, nach den gemeinsamen Gesetzen beider großen Welten zu forschen und, eingedenk der beide umfassenden Totalität, auf dem einen Gebiete stets das andre, auf beiden die zu Grunde liegende Einheit unverrückt im Auge zu behalten, — diese Forderung ist unverfänglicher und fruchtbarer als das kühne Unternehmen, aus der Idee jener Identität aprioristisch und durch phantasirende Construction die correspondirenden Potenzen der ideellen und der reellen Welt abzuleiten. Man verstehe uns nicht falsch. Auch die metaphysische Formel hat ihren Werth; auch der speculativen Kühnheit bleibt ihre Ehre. Etwas Anderes ist es, geistvolle Winke hinwerfen, und etwas Anderes, ein philosophisches System erfinden. Geschliffene Gläser sind ein vortreffliches Hülfsmittel für schwache Augen: philosophische Formeln und Schemata sind ein vortreffliches Hülfsmittel für die Geister. Sie machen Geist und Genie nicht überflüssig, aber sie dienen in der Förderung der Wissenschaft als Surrogat dafür. Die Forderung, welche Humboldt an den Naturforscher wie an den Erforscher des moralischen Reichs stellt, zu verstehen, ist nicht leicht; sie recht zu erfüllen, ist die Sache des Genie's. Das Schema des Identitätssystems prägt sich ohne Mühe auch einem Schwachkopf ein. Das Kategorische und Abstracte hat, zumal unter Deutschen und in einer metaphysisch so vielfach angelegten Generation, eine wunderbare Gewalt. Jene Humboldt'schen Sätze von der lebendigen, einheitlichen Beziehung des Geistigen und des Natürlichen und von der Nothwendigkeit einer darauf eingehenden wissenschaftlichen Methode sind spurlos verhallt. Die hohlen Formeln, die abstracten Sätze, die verwegenen Constructionen und die tollkühnen Parabigmen des Schelling'schen Systems haben jene Anschauungen allgemein in Eurs und etwas wie jene Methode erst in Ruf und dann wieder in Verruf gebracht. Begreiflich auch dies Letztere und in der Ordnung. Denn das Eine große Ganze, auf welches Humboldt den Blick will gerichtet wissen, ist eine Realität und ein ewiger Vorwurf der wissenschaftlichen Forschung: das Absolute der Schelling'schen Schule ist ein metaphysisches Nichts, eine Phantasie des Verstandes, deren man gerade deshalb überdrüssig wird, weil sie nicht ein gelingendes Forschen, sondern den Besitz der Wahrheit verbürgen soll. Und dieser Unterschied hat seine Wurzel in dem verschiedenen Ursprung der einen und der anderen Anschauungs-

weise. Auch Schelling wurde durch die Naturwissenschaft aus der einseitigen Abstractionsreihe des blos subjectiven Idealismus herausgeworfen. Vom Ich erweiterte er seinen Blick über die Natur. Aber das Ich war ihm nicht der volle, lebendige Mensch, sondern der Mechanismus des Bewußtseins. Diesen nun übertrug er schematisirend auf die Natur: auch diese ward zum Abstractum. Er concipirte endlich die Idee des Absoluten als der Identität des Subjectiven und des Objectiven und forderte von der wahren Erkenntniß, daß sie sich in den Indifferenzpunkt des Ideellen und Reellen stelle. Nämlich zu diesem Abstractum schrumpfte ihm nunmehr der Geist zusammen, der in den Werken unserer großen Dichter Geistiges und Sinnliches zur Erscheinung des Schönen zusammenschmolz. Angeweht von Außen von diesem Geiste, ein gelehriger Schüler der neuen Aesthetik, ahmte er mit combinatorischem Verstande die schöpferische Phantasie der Dichter nach, formulirte er das Gesetz der Dichtung zum trockenen und uniformen Schema alles Seins. Aber völlig anders Humboldt. Von dem Drange, den Menschen in der Fülle und dem Einklang seines Wesens zu ergreifen, führte es ihn hinüber in die Natur. Er schaute auch in diese hinein mit dem lebendigen Gefühl von ihrer unerforschlichen Tiefe und Mächtigkeit. Aus dem Grunde seiner eigenen Individualität endlich, mit jenem Sinn, den er nicht den Dichtern erst ablernte, sondern den er von Hause aus mit ihnen gemein hatte, mit dem Sinn für Totalität und Zusammenstimmung tastete er nach dem Punkte, schaute er auf zu der Höhe, von welcher ein- und dasselbe Licht die physische wie die moralische Welt erhelle. Ein Genof und Geistesverwandter unserer Dichter begnügte er sich, denselben Geist, aus dessen Kraft heraus die Letzteren schaffen, auch als belebendes Princip der Wissenschaft in Anspruch zu nehmen. Ein Epigon nur unseres Klassicismus verfälschte dagegen der Erfinder der Naturphilosophie* den Genius der Dichtung zur todten Formel des Weltalls.

Wie dem sei: eben dieser Gesichtspunkt, von dem aus mit ästhetischem Sinne die geistige und die physische Welt in einander geschaut werden, der Gesichtspunkt der Harmonie und Totalität ist sofort derjenige, von dem aus der in Rede stehende Aufsatz insbesondere die Erscheinung des Geschlechtsunterschiedes zu fassen versucht. Das Streben der Natur nämlich ist auf das Unendliche hingerrichtet. Sie

realisirt es aber innerhalb der Schranken der Endlichkeit und mit endlichen Mitteln. Dies nun ist nur auf die Weise möglich, daß die Ungleichartigkeit verschiedener Kräfte durch den Drang eines Bedürfnisses aufgehoben wird. Eben dies macht den Begriff des Geschlechts aus. Derselbe bezeichnet „nichts Anderes als eine so eigenthümliche Ungleichartigkeit verschiedener Kräfte, daß sie nur verbunden ein Ganzes ausmachen, und ein gegenseitiges Bedürfniß, dies Ganze durch Wechselwirkung in der That herzustellen.“ Im Acte der Zeugung tritt dies energisch in die Erscheinung. Zeugung, verschieden von bloßer Bildung, ist Erweckung neuen Daseins. Jedes zeugende Wesen fühlt seine eigenen Kräfte zur höchsten Harmonie gestimmt; jede Zeugung ist überdies eine Verbindung zweier verschiedener, ungleichartiger Principien. So in der Körperwelt, so in der Geisterwelt. Schon gelegentlich in jener früheren politischen Schrift hatte Humboldt darauf hingedeutet, wie sich das geistige Schaffen „gleichsam als eine feinere Blüthe des körperlichen Erzeugens“ auffassen lasse. Die Zeit ist jetzt gekommen, in der er seinen ganzen Ideenvorrath umzusetzen Anstalt macht. Die geistige Zeugungskraft, so führt er nun aus, ist das Genie. Denn „was das echte Gepräge des Genie's an der Stirn trägt, gleicht einem eigenen Wesen für sich mit eigenem organischen Leben;“ es „ist wiederum begeistert für das Genie und pflanzt so sein eignes Geschlecht fort.“ Die geniale Erzeugung besteht in der Wechselwirkung von Selbstthätigkeit und Empfänglichkeit: nur dadurch gelingt es dem Genie, „sich aus sich selbst herauszustellen.“ Und dieser Parallelismus des Geistigen und des Physischen bleibt nun sofort in Sicht. Der Aufsatz wendet sich von dem Moment der Zeugung selbst zur Beobachtung des Zustandes, der demselben vorausgeht. Er schildert denselben vorzugsweise in Rücksicht auf die geistige Production. In diesem Zustande „ist das Gefühl einer überfließenden Fülle mit dem eines bedürftigen Mangels verbunden.“ Aus der in sich selbst gesammelten Kraft bricht eine unruhvolle Sehnsucht aus, die zur Hervorbringung reizt. Sie ahndet etwas Anderes, mit dem sie sich zu vereinigen strebt. Es entsteht „ein Wogen, ein Hin- und Herwanken, und jene Sehnsucht erreicht eine schmerzliche Höhe“ — es ist der Moment, wo aus der höchsten Spannung des Daseins ein neues Dasein hervorspringt. Aber woher nun und weshalb die Duplicität des Geschlechts?

warum geht nicht unmittelbar aus dem Leben das Leben, aus einer Kraft die andre hervor? Daher, weil die lebendige Kraft jedes organischen Wesens einen Körper fordert. So ist in jedem organischen Wesen Wirkung und Rückwirkung verbunden, und auch die Erzeugung organischer Wesen erfordert mithin eine doppelte, eine auf Wirkung und eine andere auf Rückwirkung gerichtete Stimmung. Hiermit wird übergegangen zur Charakteristik der geschlechtlichen Eigenthümlichkeiten. Alles Männliche zeigt mehr Selbstthätigkeit, alles Weibliche mehr leidende Empfänglichkeit, so zwar daß dieser Unterschied nicht sowohl ein Unterschied im Vermögen als in der Richtung ist. Es macht sich aber derselbe bemerkbar auch in dem Zustande, welcher in beiden Geschlechtern der Hervorbringung unmittelbar vorausgeht, und Humboldt weiß die Differenz der männlichen und weiblichen Stimmung in dieser Situation zugleich zart, und zugleich sinnlich, mit lebendigster Wahrheit darzustellen. Und auf's Neue überträgt er diese Anschauungen auf die geistige Zeugung. „Ganz anders ist es in Gemüthern beschaffen, die zu zeugen; anders in solchen, die zu empfangen bestimmt sind.“ Deutlicher noch als im intellectuellen, markirt sich dieser Unterschied im praktischen Leben. Bald ist es die Achtung des Gesetzes, welche den moralischen Sinn zur kräftigen, männlichen That treibt. Bald reizt die Tugend mehr durch ihre Anmuth: das moralische Gefühl ist mehr empfangend als zeugend. Dieselbe Eigenthümlichkeit der empfangenden und zeugenden Kräfte offenbart sich aber endlich auch in anderen als in den Momenten ihrer höchsten Thätigkeit. Denn nicht blos die Erzeugung, sondern auch die Erhaltung, die beständige Wiedererzeugung ist das Werk jener zwiefachen Kräfte. Ein neuer Aufsatz zu ihrer volleren Charakteristik ist durch diese Bemerkung eröffnet. Ebendarnit aber lenkt die Betrachtung zu ihrem ursprünglichen Ausgangspunkt zurück. Alles was die eine und die andere Kraft charakterisirt, dient nämlich, zusammenwirkend, zur Realisirung des letzten Endzwecks der Natur als eines Ganzen, Unendlichen. „Indem alles Männliche angestrenzte Energie, alles Weibliche beharrliches Ausdauern besitzt, bildet die unaufhörliche Wechselwirkung von beiden die unbefchränkte Kraft der Natur.“ Aus dem einen Geschlecht schöpft die in ihrer Totalität unveränderliche Natur Kraftlosigkeit, indeß ihr das andre die Stätigkeit verbürgt. Aus der Wechselwirkung von

Form und Stoff, aus dem Gegensatz der auf Energie und der auf Dasein gerichteten Kräfte erzeugt sich das ewige Leben der Natur. Denn Dasein, von Energie beseelt, ist Leben, und das höchste Leben das letzte Ziel der Natur. Die Neigung aber, welche die Geschlechter diesem Ziel dienen macht, indem sie das eine dem andern sehnsuchtsvoll nähert, ist die Liebe. Die Natur — so schließt Humboldt — „gehört derselben Gottheit, deren Sorgfalt schon der ahnende Weisheitssinn der Griechen die Anordnung des Chaos übertrug.“

Dies war der Aufsatz, von welchem Kant an Schiller schrieb, daß er ihn „sich nicht enträthseln könne, ein so guter Kopf ihm auch der Verfasser zu sein scheine.“ Ihm selbst, fügte er hinzu, sei jene Natureinrichtung, alle Fortpflanzung an die Duplicität des Geschlechts zu knüpfen „jederzeit als erstaunlich und wie ein Abgrund des Denkens für die menschliche Vernunft aufgefallen.“ Zum Theil nun kommt diese von Kant gefühlte und gerügte Schwierigkeit des Verständnisses ohne Zweifel auf Rechnung der Darstellung und des Stils. Darin erblickten wenigstens Schiller und Körner den Hauptfehler der Arbeit. Mit jenem treffenden kritischen Blick für Fehler und Flecken an den Producten Anderer, welcher Körner auszeichnete, hatte dieser gleich an den ersten Aufsätzen, die ihm Humboldt in Dresden mitgetheilt hatte, die schriftstellerischen Schwächen desselben erkannt. „Er fehlt,“ schrieb er damals an Schiller, „in der Anordnung, spannt die Erwartung nicht, ermüdet durch unnöthige Ausführlichkeit, fällt in's Schleppende, weiß nicht Licht und Schatten zu vertheilen.“ Er fügte später — vollkommen mit demselben Rechte — den Vorwurf einer zu großen Weichheit hinzu, wie der Fichte'sche Stil, umgekehrt, an zu großer Härte leide. Schiller, der im Ganzen fast noch schlimmer von dem Schriftstellertalent des Fremdes dachte, sah es sehr gern, daß Körner ihm diese seine Meinung offen geschrieben hatte. Ja, so sehr lag ihm Humboldt und lagen ihm die Horen am Herzen, daß er, als das Manuscript „Ueber den Geschlechtsunterschied“ endlich fertig geworden war, ausdrücklich eine recht scharfe Kritik desselben bei Körner bestellte. Sie traf wirklich ein, und man muß sie, dünkt uns, wie Schiller, in allen Punkten unterschreiben. Abermals trafen die Körner'schen Einwendungen den Vortrag. Für den bequemeren Leser sei die abstracte Haltung des Aufsatzes ermüdend: der schulgerechte Denker würde hier und da die

Bestimmtheit vermissen. Ruhe und Einfachheit seien allerdings die schönste Manier, aber doch nur dann, wenn man, was hier nicht der Fall sei, vollständige Belehrung über einen Gegenstand geben könne. Wäre dennoch die Absicht didaktisch, so wäre ein anderer Gang vielleicht zweckmäßiger gewesen. Dem Periodenbau endlich fehle es zwar nicht an Wohlklang, aber durch mehr Contrast in der Länge und Kürze der Perioden würde er gewonnen haben. Aber Körner erkannte zugleich richtig, daß diese Fehler des Vortrags größtentheils in der Schwierigkeit der Materie lagen. Zuviel Deutlichkeit vertragen der Gegenstand nicht. Es seien weder allgemeine Begriffe, noch Erfahrungen allein, wovon man ausgehe. Nur der feinste Duft der Erfahrungen sei hier zu brauchen, und diesem müssen die Begriffe der höchsten Abstraction in einer Art von Anschauung begegnen. Wir haben nur Eins diesem Urtheil hinzuzufügen. In diesem Zwielicht zwischen sinnlicher Anschauung und begrifflicher Abstraction bewegt sich das Humboldt'sche Philosophiren durchweg. Es bewegt sich unvermeidlich darin: es ist der Humboldt'schen Individualität schlechthin gemäß und natürlich. Jener Gegenstand, welcher „zu viel Deutlichkeit nicht verträgt,“ ist gerade der Gegenstand, welcher ihn am meisten interessiert und ihn völlig einnimmt. Wenn das Geheimniß der Uebereinstimmung von Geist und Natur blos geahndet werden kann, wenn ebendeshalb Kant am Rande dieser Tiefe schwindelte, so ist doch Humboldt's Wesen gerade darauf und nur darauf hingerichtet. Die Form seines Philosophirens entspricht genau ihrem Ziel und Gehalt. Auf die Totalität gerichtet, soll und darf diese Totalität auch keinen Augenblick verloren gehn. Was die höchste Idee seiner Philosophie ist, eben das ist auch das Ideal seines Philosophirens. Hatte er es nicht bereits in jenem Briefe an Forster ausgesprochen, wie er verlange, daß die Abstractionen der bisherigen Philosophie sich durch die lebendige Wirklichkeit verdichteten, daß der synthetisirende Sinn zur Correctur der logischen Analyse würde? Deutlicher noch und nachdrücklicher spricht er dieselbe Forderung jetzt aus. Der Charakter der Dinge und der wirkenden Kräfte kann nicht durch „rhapsodistische Aufzählung der einzelnen Merkmale“ erschöpft werden, sondern in seiner ganzen Einheit muß er von der „inneren Anschauung“ aufgefaßt werden. Das einheitliche Ganze kann wieder nur „mit vereinigten Kräften“ verstanden werden. „In harmoni-

schem Bunde muß das Gefühl mit dem Gedanken gemeinschaftlich thätig sein. Hat der Verstand die Natur und Wirkungsart des Wesens nach Begriffen untersucht, so muß die Phantasie das äußere Bild seines Erscheinens, die Form jenes Inhalts, auffassen, und nur die Einheit, zu welcher der Geist dies doppelte Resultat zu verknüpfen strebt, kann dem Gesuchten einigermaßen entsprechen.“ Aesthetisch, mit anderen Worten, ist die Anschauungsweise Humboldt's: ästhetisch ist die Methode, die ihm als Ideal vorschwebt. Körner, in der That, traf den Nagel auf den Kopf. „Für einen solchen Gegenstand,“ sagte er, „würde eine dichterische Einkleidung sehr vortheilhaft sein, oder wenigstens irgend eine Form, wodurch zugleich das Persönliche des Verfassers zur Anschauung gebracht würde.“ Dieser Wink ward von Schiller aufgegriffen. Als später „die Würde der Frauen“ und „die Geschlechter“ entstanden waren, da erkannte Humboldt, daß nun erst ausgesprochen sei, was er selbst auszusprechen vergeblich gestrebt habe: im Munde des Dichters erst habe es „Vollendung, Leben und eigne Organisation“ erhalten.

Zunächst inzwischen war er ernstlich bemüht, das glänzende Vorbild Schiller's und die kritischen Bemerkungen Körner's sich zu Nutzen zu machen. Mit einer nur zu sichtbaren Sorgfalt griff er von Neuem sein Lieblingsthema an. Wir möchten uns getrauen, in dem zweiten seiner Horenaufsätze „Ueber männliche und weibliche Form“ die Spuren der Pausen nachzuweisen, in denen er zu Papiere gebracht wurde. Noch weniger als der erste ist er in Einem Niedersitzen oder auch nur in Einem Fluß der Production geschrieben. Wieder muß man Körner Recht geben, daß das Ganze keinen befriedigenden Eindruck macht. Wieder fühlt man sich, und mehr noch als bei dem ersten, durch die Breite der Darstellung ermüdet, durch das poetisirende Colorit des Stils am scharfen Auffassen der Gedankenumrisse gehindert. Man hat von diesem beständigen Hin- und Her-, diesem bald Vor-, bald wieder Zurückgreifen, diesem Wiederholen und im Kreise Gehen, diesem Limitiren und Vorbeugen keinen anderen Eindruck, als daß hier überall zu sagen versucht wird, was sich nur anschauen und empfinden läßt. Es ist so, wie Schiller auf Anlaß einer späteren Humboldt'schen Arbeit sagte: für die Werke der Einbildungskraft, für das Aesthetische überhaupt giebt es kein anderes Gefäß, um sie aufzufassen, als die Einbildungskraft selbst; die Abstraction und die Sprache ist die An-

schauung und Empfindung auszumessen außer Stande. Bei alle dem ist der Humboldt'schen Darstellung etwas wenigstens von jener glücklichen Schiller'schen Manier angefliegen, von jener Methode, durch das Sehen und wieder Zusammenfassen concreter Gegensätze allmählig den Totalgehalt eines Gegenstandes zur Anschauung zu bringen. Einen anderen Kunstgriff hat er ihm mit noch größerem Erfolge abgesehen. Man erinnert sich, wie Schiller in dem Aufsatz „über Anmuth und Würde“ die griechische Dichtung von dem Gürtel der Aphrodite gleichsam zum Text macht, an den seine Ideen wie commentirend sich anlehnen. Was Schiller instinctiv und aus unfreiwilliger poetischer Intuition, eben das thut Humboldt mit bewusster Reflexion. Der Charakter der männlichen und der weiblichen Form soll geschildert werden. In aller begrifflichen Reinheit und doch in seiner ganzen sinnlich individuellen Bestimmtheit soll er erfaßt werden. Die alte Forderung und die alte Schwierigkeit kehrt wieder. „Der Verstand kann nur dürftige Abstractionen liefern,“ und doch ist es gerade „um ein vollständiges sinnliches Bild zu thun, weil der wahre Geist der Geschlechtseigenthümlichkeit nur in dem lebendigen Zusammenwirken aller einzelnen Züge sich ausdrücken kann.“ Was thun in dieser Verlegenheit? Nur die „productive Einbildungskraft“ ist im Stande die Aufgabe zu lösen. Und sie hat sie gelöst. Mit diesem wunderbaren Vermögen nämlich vorzugsweise von Natur ausgestattet, „bevölkerte der Grieche seinen Olymp mit idealischen Gestalten;“ dem griechischen Künstler gelang es, „das Ideal selbst zu einem Individuum zu machen.“ So schließt sich die Charakteristik der männlichen und weiblichen Form sinnreich und glücklich an die Schilderung der Gestalten der griechischen Götter und Göttinnen an, und erst wo dieser Boden verlassen wird, fließt die Darstellung wieder breit auseinander, geräth sie wieder unsicher in's Schwanken zwischen Begriffs- und Empfindungsausdruck.

Noch merkwürdiger indeß als in der Form, steht dieser zweite Aufsatz nach seinem Inhalt unter der Herrschaft des Schiller'schen Ideenkreises. Alle Elemente, aus und in denen Humboldt lebte, fassen sich in der Auffassung zusammen. Ganz sein eigen ist der Grundstoff desselben: die Empfindung des Geschlechtsunterschiedes. Diesem Stoff werden seine Studien in der Anatomie dienstbar gemacht. Er wird in Verbindung gebracht mit der schönen Kunst und der mythologischen Welt des griechischen Alterthums.

Aber beherrscht wird endlich dies Alles durch die mit Schiller so oft durchsprochenen Anschauungen; es sind die von Schiller in „Anmuth und Würde“ und in den „ästhetischen Briefen“ entwickelten Ideen, welche überall durchklingen, in welche Humboldt, wie in eine bereit liegende Form seine eigenen Ideen nur hineinlegt. Aus dem reinen Wesen der Menschheit hatte Schiller den Begriff des Idealschönen entwickelt. Er hatte es aus der Wechselwirkung zweier entgegengesetzter Triebe, des Sachtriebes, der den Menschen an die Sinnlichkeit bindet, und des Formtriebs, der ihn in Freiheit setzt und über die Schranken der Endlichkeit erhebt, als den Gipfel des menschlichen Seins, abgeleitet. In einem dritten Triebe, dem Spieltriebe, wie er ihn nannte, sollten jene beiden verbunden wirken. Der Gegenstand eben dieses dritten Triebes war ihm die Schönheit, deren Wesen daher im vollendeten Gleichgewicht von Realität und Form, von Nothwendigkeit und Freiheit bestehe. Diese abstract gehaltene Entwicklung des Schönheitsbegriffes wird nun von Humboldt durch die Einführung des concreteren Bildes der Menschennatur gekreuzt und verdichtet. Den Schiller'schen Begriff der Schönheit, auf den er sich ausdrücklich beruft, wendet er an, um zu bestimmen, was menschliche Schönheit sei. Die transcendentale Untersuchung Schillers macht er fruchtbar für eine anthropologische Untersuchung; auf die ästhetische Theorie desselben macht er die naturhistorische Probe. Wenn Schiller von dem Gegensatz von Vernunft und Sinnlichkeit ausgegangen war, so geht Humboldt von der polaren Duplicität des Männlichen und des Weiblichen aus. Wenn Schiller jenen Gegensatz im Begriff der „hohen Schönheit“ ausgelöscht hatte, so sieht Humboldt den Geschlechtsgegensatz in dem „Ideal reiner geschlechtloser Menschheit“ verschwinden. Hier deckt sich die transcendentale und die anthropologische Betrachtungsweise. Denn wenn Schiller in dem Idealschönen „die Consummation der Menschheit“ erblickt, so verhält sich nach Humboldt die geschlechtlich indifferenzirte Menschheit zur Schönheit wie Wirklichkeit und Erscheinung, wie Urbild und Abbild. Aber das Idealschöne weiter — so lehren die ästhetischen Briefe — spaltet sich im Gebiet der Erfahrung: es giebt eine schmelzende und eine energische Schönheit. Nicht zusammenfallend zwar, aber correspondirend mit dieser Eintheilung specificirt sich nach Humboldt die Schönheit nach der Duplicität des Geschlechts als männliche und weibliche

Schönheit. „Der Ausdruck strengerer Willensherrschaft wird in der männlichen Bildung mehr Bestimmtheit der Formen erzeugen; der Ausdruck größerer Naturfreiheit in der weiblichen mehr die Stätigkeit des Stoffs unterstützen.“ Dort mehr Freiheit und Kraft, hier mehr sinnenschmeichelnde Anmuth. Dort ein Analogon dessen, was Schiller unter energischer Schönheit verstand, hier ein Analogon dessen, was er die schmelzende Schönheit nannte. Und in immer neuen Ansätzen nun sucht Humboldt den Charakter der schönen männlichen und der schönen weiblichen Gestalt zu schildern. Die Idee von dem tiefbegründeten Parallelismus, vielmehr von der Wesensidentität der physischen und der moralischen Natur leitet sofort diese Charakteristik wieder ganz in die Spuren der Schiller'schen Philosophie zurück. In jenem Gleichgewicht von Vernunft und Sinnlichkeit, von Freiheit und Nothwendigkeit entdeckte Schiller nicht blos das Gesetz der Schönheit, sondern zugleich das Ideal schöner Sittlichkeit. Eben dies Ideal, wofür Schiller im Gegensatz zu der Härte des Kant'schen Moralismus mit so warmer Begeisterung kämpfte, coincidirt nach Humboldt mit dem Ideal geschlechtsloser Menschheit. Wie eine männliche und weibliche Schönheit, so giebt es, als deren innerlichen Typus, eine männliche und eine weibliche Tugend. Aus dem Gleichgewicht Beider entspringt ein höchstes sittliches Verhalten, — eben dasjenige, wofür im Wesentlichen Humboldt auch früher schon eingestanden und das er nun fast mit den Worten des philosophischen Dichters charakterisirt. Es besteht darin, daß der Wille herrscht, „aber nicht über eine widerstrebende, sondern mit ihm übereinstimmende Natur.“ Die geschlechtslose Menschheit ist identisch, wie mit der schönen, so mit der moralisch veredelten Menschheit, und in dieser erscheint, „das Gebot der Vernunft als der freie Wunsch der Neigung und die Stimme des Affects als der Ausdruck des vernünftigen Willens.“

So ganz hatte sich Humboldt an Schiller hinangelebt, so innig hatten sich seine Ideen mit den Schiller'schen verzweigt! Was ihm jedoch Schiller war, sollte er ganz erst erfahren, als ihr Zusammenleben unterbrochen ward. In den ersten Tagen des Juli 1795, nach einem sechszehnmönatlichen Aufenthalt verließ die Humboldt'sche Familie Jena. Kindespflicht und Familienrückfichten bestimmten Humboldt, sich eine Zeitlang in die Nähe seiner Mutter zu begeben,